

Fadimes Hof

(Leseprobe)

Roman

Manuel Negwer

©Titus-Verlag, Wiesbaden 2013

KAPITEL 12

Mario hielt es in der leeren Wohnung nicht mehr aus. Er musste unter Leute. Ein Besuch im ›Thelonious‹ konnte ihn jetzt davor bewahren, vollends in Trübsinn und Hoffnungslosigkeit zu versinken. Er setzte sich in seine Taxe, nahm Kurs auf die Kantstraße und stellte den Wagen in einer Nebenstraße ab. Zu Studenienzeiten war er öfter im ›Thelonious‹ gewesen. Die Treppe, die in das Untergeschoss des Jazzkellers führte, rief angenehme Erinnerungen in ihm wach. Aus dem wohligh muffigen Geruch, der ihm warm entgegen blies, roch er Zigarillos und Whisky heraus. Sie hatten mehrere Jahrzehnte lang die Wände des Lokals gebeizt und seine Luft durchtränkt.

An den Wänden hingen Plakate und Fotos von berühmten Musikern: Miles Davis, John Coltrane, Thelonious Monk, Champion Jack Dupree, Lightnin' Hopkins, Brownie McGhee und viele andere. Auf einem vergilbten Foto war der junge Louis Armstrong zu sehen und eine seiner frühen Aufnahmen - der Saint-Louis-Blues - tönte gerade aus der Anlage. Satter New-Orleans-Sound füllte den Raum. In Satchmos Reibeisen-Stimme klang noch etwas anderes mit, etwas Afrikanisches - der Ruf des Creole-Love. Armstrong sang, dann spielte er auf der Trompete einen Chorus und dann wieder das Thema. Die Aufnahme rauschte jetzt wieder stärker, bevor das Stück mit einem Tutti-Akkord endete. Ein Glas ging irgendwo klirrend zu Bruch, und ein Blues von T-Bone Walker wurde aufgelegt: *They call it stormy Monday but Tuesday's just as bad, they call it stormy Monday but Tuesday's just as bad, Wednesday's worse and Thursday's also sad.*

Mario suchte sich einen freien Tisch, setzte sich und bestellte einen Bourbon. Ihm wurde nach dem dritten Schluck klar, dass er auf dem Scheitelpunkt des Hügels angekommen war. War es der Hügel aus dem Glückskeks? Nach hinten würde er ins Nichts kippen. Sein Lehrauftrag war weg, ebenso sein Feature und Monika nun auch. Was vor ihm lag, wusste er noch nicht, aber es konnte kaum schlechter sein als die Vergangenheit. Dufieux hatte recht: Mario musste für sein

Projekt des Hofes Verbündete gewinnen, alte und neue Freunde, die er nicht nur für diese Idee begeistern, sondern dazu animieren konnte mitzumachen. Unterstützung und Zuschüsse von offizieller Seite könnten ihm materiell weiterhelfen. Doch eine Seele würde der Hof nur bekommen, wenn er Gleichgesinnte an Bord holte.

Er überlegte, welche seiner Freunde dafür in Frage kämen. Er bekam Lust, einige seiner besten Schulfreunde aufzustöbern. Etwa Lutz mit seiner unglaublichen Sammlung alter Wiking-Autos oder Reiner, der sagenhafte Stürmer bei schulischen Fußballturnieren und Axel, der seinerzeit in seinem winzigen Zimmer eine geheime Goldhamsterzucht betrieben hatte, bis sein Stiefvater alles entdeckte und durchs Fenster des vierten Stocks in den Innenhof warf.

Aus den Unizeiten musste er unbedingt Corneliu ansprechen, der inzwischen Anwalt war und ihn bei rechtlichen Dingen beraten konnte. Von der schönen Hildegard, in die er unsterblich verliebt gewesen war, hatte er gehört, dass sie wieder in der Stadt weilte. Frank, der abgebrochene Philosoph, der seit einigen Jahren als Animateur beim ›Club Méditerranée‹ arbeitete und weltweit als Insel-Franky bekannt war, der coole Gert, der einen Motorradladen betrieb und Wagner aus Brasilien, der Professor für Soziologie geworden war. Den lustigen Behrouz wollte er unbedingt wiedersehen, Sohn eines iranischen Exilpolitikers und einer deutschen Ärztin sowie Peter, der sich zuerst für die Schule entschieden hatte, aber dann doch ausgestiegen war, um einen eigenen Teehandel zu eröffnen.

Er musste sie einmal alle einladen, am besten in seine alte Stammkneipe ›Witwe Bolte‹ in Wilmersdorf, mit deren Wirtsehepaar Mahmoud und Inge er seit Jahren befreundet war. Ja, er würde sie in den nächsten Tagen anrufen und mobilisieren. Aufgekratzt bestellte er noch einen Bourbon.

Die Anlage knackte, jemand hinter dem Tresen hatte sich am Mischpult zu schaffen gemacht. Heute war ›Offener Abend‹ - ein gemischtes Programm mit neuen Talenten. Der Barkeeper kam nach vorn auf die Bühne und begrüßte das Publikum. Es hatten sich erst wenige Leute eingefunden. Er sagte zwei Acts an, einen jungen Solo-Pianisten mit Händen »so gelenkig wie ein Oktopus« und eine

west-östliche Sängerin mit einer Stimme »so rauchig wie eine orientalische Teestube«. Der Pianist kam auf die Bühne, setzte sich an den bereitstehenden Flügel und griff quirlig in die Tasten. Er erinnerte an Oscar Peterson mit seinen schillernden, manchmal allzu brillierenden Läufen, doch stimmten das Timing und die Technik. Nicht nur seine weißen langen Finger bewegten sich wie die Fangarme einer Krake, die ganze Physiognomie des Musikers erinnerte an ein aus der Tiefsee gefischtes bizarres Lebewesen.

Die Sängerin wurde als Fadime angekündigt. Ihr Outfit war lässig. Schwarze Jeans und eine dunkelblaue weite Bluse. Ihre aparten Gesichtszüge mit den hohen Wangenknochen und den mandelförmigen Augen verrieten ihre orientalische Herkunft.

Drei Musiker betraten mit ihr die Bühne. Zunächst ein untersetzter langhaariger Gitarrist, der in der einen Hand seine blaue E-Gitarre, in der anderen ein Six-Pack Dosenbier trug und es auf die Bühne stellte. Ein Keyboardspieler mit geschorener Glatze eröffnete den Gig mit einem funkigen Intro, bevor der Schlagzeuger einsetzte.

Fadime nahm das Mikro und stellte sich mitten auf die Bühne. Das erste Stück begann sie leise hauchend: *Nobody knows you when you're down and out*, ein Klassiker. *Once I lived the life of a millionaire, I carried my friends out for a good time buying bootleg liquor, champagne and wine.*

Mario nahm noch einen Schluck, und hörte Fadime mit wachsender Begeisterung zu. Sie hatte Talent, ja, sie faszinierte ihn mit jedem weiteren Titel noch mehr. Sie sang einige Standards mit mitreißendem Swing-Gefühl und zum Schluss ein verjazztes türkisches Lied: *Du hast deine Jugend verpfuscht, im Liebesgarten warst du blind, ich habe die Sonne scheinen lassen, in einem schneeweißen Traum, du hast mich nicht verstanden.*

Er sumgte und sang leise mit, als Fadime in bauchtanzartige Bewegungen verfiel. Die von dem Keyboarder gespielten Klangerabesken verästelten sich immer kunstvoller. Der Perkussionist fächerte eine immer dichter werdende Palette von

Metren auf. Fadime stimmte nun eine Art Scat-Gesang an, improvisierte über dem Klangteppich. Orientalische Klagelaute vermischten sich mit jazzigen Blue Notes.

Mario spürte, wie er heiterer und leichter wurde - waren es Vorboten von Trance oder Ekstase? Er hatte Ähnliches bereits bei arabischer und indischer Musik empfunden, und es wäre ihm zweifellos jetzt wieder so ergangen, wenn Fadimes Auftritt nicht in diesem Augenblick mit einem furiosen Trommelwirbel zu Ende gegangen wäre.

Mario war enttäuscht von dem spärlichen Applaus und schaute sich um. Es waren zumeist betagte schmerzbäuchige Bartträger, die sich an ihrem Weißbier oder ihrem Spezi festhielten - offenbar unfähig zu erkennen, was sich gerade vor ihren Augen und Ohren abgespielt hatte: Der Auftritt einer aufregend talentierten und originellen Sängerin, die sich jetzt am Tresen eine große Cola mit Zitrone geben ließ. Mario wartete noch einige Minuten, nahm dann einen Schluck von seinem Whisky, erhob sich und ging zur Bar.

»Super Vorstellung, Kompliment«, sprach er sie an.

Sie nippte an ihrer Cola und reagierte nicht.

»Ich würde sagen, du bist Profi, obwohl du als Nachwuchs angekündigt wurdest«, hakte er nach.

»Danke für die Blumen«, sagte sie und blickte kurz auf.

»Jazz und Blues mit orientalischer Musik, das hört man nicht alle Tage.«

»Also für mich ist das nichts Besonderes. Die türkischen Lieder sind mir von klein auf sehr vertraut. Ich stehe aber auch auf Jazz und Rap und so.«

Mario wusste, dass dies der richtige Augenblick war, um sich zu outen. Er wechselte unvermittelt ins Türkische und setzte die Unterhaltung nahtlos fort. Mit Genugtuung sah er den ungläubigen Ausdruck in Fadimes Gesicht. »Die türkische Musik ist mir nicht so sehr vertraut, aber einiges davon höre ich gerne, die typischen Instrumente wie Saz oder Bağlama.«

»Kennst dich aber gut aus«, sagte sie, »und du sprichst so gut Türkisch. Wo hast du das gelernt?«

»Das habe ich mir selbst beigebracht, und dann war ich ein paarmal in der Türkei - in Istanbul, auch an der Küste von Kuşadası bis Antalya, in Kappadokien.«

Fadime nickte anerkennend. »Meine Familie kommt ursprünglich vom Schwarzen Meer, aber ich habe Verwandte am Mittelmeer und in Anatolien.«

»Mich interessieren der Kontakt und die Reibungen zwischen den Kulturen sehr«, sagte Mario. »Deshalb möchte ich hier ein Kulturzentrum gründen, wo man den Leuten so etwas präsentieren kann.«

»Gibt es so was in Berlin nicht schon an jeder Ecke?«, fragte Fadime.

»Mir schwebt etwas Neues vor. Ich möchte mit Künstlern aus verschiedenen Kulturen und Ländern zusammenarbeiten: türkische Musik, persische Lyrik, chinesische Philosophie, Flamenco, Fado, Blues, Doina, Rap ...«

»Auch so was, was ich mache?«

»Auch so was, was du machst.«

»Und wann soll das starten? Und wo?«

»Sobald wie möglich - wahrscheinlich schon in zwei, drei Wochen.« Mario stach der Hafer, er wusste, er musste jetzt den Durchmarsch wagen und ein wenig flunkern, sonst würde Fadime das Interesse verlieren. »Ich habe da ein Objekt in Kreuzberg im Auge.«

»Das ist ja meine Gegend«, sagte Fadime erfreut. »Ich wohne in der Nähe vom ›Kotti‹.«

»Fadime träumt von einer Gesangskarriere«, dachte Mario. »Sie wäre die Attraktion für den Hof! Welch ein Glück, dass ich gerade heute in den ›Thelonious‹ gekommen bin! Mit ihrer Power und ihrem Talent und mit meinem Wissen und meinen Sprachen können wir gemeinsam etwas Neuartiges aus den grauen Kreuzberger Hinterhöfen zaubern!«

»Ich bin dabei, alles zu durchdenken«, fuhr Mario fort. »Es soll ein gemütliches Kulturcafé, eine Kneipe dabei sein, aber im Mittelpunkt eine Bühne für Veranstaltungen aller Art, vielleicht ein Programmkino. Eine Insel im Häusermeer – zum Auftanken, zum Durchatmen, zur Erforschung fremder Welten; wie eine

ferne Brise aus dem Süden, aus dem Orient.« Mario steigerte sich in seine Visionen hinein. Er war froh, dass er gerade Türkisch sprach, denn auf Deutsch wären ihm seine blumigen Beschwörungen lächerlich vorgekommen.

»Wie soll dein neues Zentrum denn heißen?«, fragte Fadime.

»Ich dachte ganz einfach an ›Hof‹«, antwortete Mario. »Der Hof, das kann sich jeder merken. Ich gebe dir für alle Fälle meine Telefonnummer. Vielleicht kann ich dich für einen Auftritt bei uns begeistern.«

Mario schrieb die Nummer auf einen Bierdeckel und gab ihn Fadime. Es sah sie bereits auf der Bühne stehen, im Rampenlicht, in der Nacht der Einweihung des Hofes, der vielleicht einmal zu ›Fadimes Hof‹ werden könnte.

KAPITEL 41

Sigurd hatte sich die Stirnwunde mit einem Stück hautfarbenem Pflaster zugeklebt und hoffte, dass sie niemandem auffallen würde. Weh tat es nicht mehr, aber die Demütigung durch Monika saß tief: Er hatte sich wie ein Dorfdepp von ihr vorführen lassen, doch sie würde ihre Dreistigkeit noch bitter bereuen, und er freute sich darauf, sie unter seinem Stiefelabsatz wimmern zu hören. Sie hatte sich auch eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, denn er war ein Vorkämpfer der Nationalen Bewegung. Wer ihn angriff, vergriff sich auch an dem Lebensrecht des deutschen Volkes und das war Hochverrat.

Sigurd versuchte, seine Wut im Zaum zu halten, denn heute war ein wichtiger Tag, und er musste klaren Kopf behalten. Der Oberst hatte sich zu einem Informationsbesuch in der Hauptstadt angekündigt. Er wollte die nächsten Schritte der Bewegung höchstpersönlich koordinieren. Sigurd musste ihm beweisen, dass er die Bewegung eisern im Griff hatte, sonst würde der Oberst ihn fallen lassen.

Die Kameraden waren vollzählig erschienen, als Sigurd den Saal betrat. Die Luft war feucht und stickig. Er begrüßte den Oberst, der in der ersten Reihe Platz genommen hatte, per Handschlag, dann ging er an das Pult und legte seine Mappe

ab. Er blickte wortlos ins Publikum, ein leises Schnaufen erklang hier und dort.

Dann rief er mit fester Stimme: »Heil Deutschland, Kameraden!«

»Heil Deutschland, Kamerad Sigurd!«, echote es kraftvoll zurück.

»Kameraden«, sagte er und ließ das Wort einige Sekunden nachhallen, bevor er weitersprach: »Wir haben den ersten Teil des Weges hinter uns.« Prüfend blickte er in den Saal. »Aber wir dürfen uns nichts vormachen: Vor uns liegt noch ein langer steiniger Weg. Wir wissen zurzeit nicht, wie lang er sein wird, doch wird er uns zum Schlachtfeld führen – und dann wird die Stunde der Entscheidung schlagen.«

Die Schlüsselwörter Schlacht und Entscheidung ließen die Zuhörer aufhorchen. Sigurd sah, wie sie innerlich in Habacht-Stellung gingen.

»Wir werden einem Feind gegenüberstehen, den wir nicht unterschätzen dürfen, denn es ist ein Feind, der uns nicht schonen wird.«

Unruhiges Füßescharren war zu hören.

»Kameraden, der Kampf wird euch alles abfordern. Wer nicht bereit ist, wie ein deutscher Mann bis zum Endsieg zu kämpfen, sollte es vorher sagen. Mit Wankelmütigen und Waschlappen ist dieser Krieg nämlich nicht zu gewinnen.« Sigurd blickte in die Augen der in der ersten Reihe Sitzenden und fixierte jeden einzelnen ein paar Sekunden lang, bevor er den nächsten anblickte. Ein unförmiger Glatzkopf vor ihm ließ den Unterkiefer fallen, als könne er nicht glauben, was Sigurd sagte.

Sigurd bereitete sich stets sorgsam auf seine Auftritte vor. Der Führer war in Sachen Rhetorik und Massenführung ein einmaliges Naturtalent gewesen, doch auch er hatte stets fleißig gelernt und sich fortgebildet. Seinen wichtigsten Leitsatz hatte Sigurd bereits verinnerlicht: Die Rede muss volkstümlich gehalten sein, und zwar so volkstümlich, dass selbst der Schwachsinnigste unter den Zuhörern sie versteht.

»Kameraden«, fuhr Sigurd fort, »ich möchte euch ein Beispiel für die Niedertracht und Verkommenheit der kommunistischen Landesverräter geben, die heute ihr Unwesen in der Reichshauptstadt treiben. In einem historischen Moment,

in dem das deutsche Volk dabei ist, seine Ketten abzuschütteln, feiern sie weiter ihre volkszersetzenden Umtriebe. Vor wenigen Wochen wurde in Kreuzberg, das sowieso schon unter der Last von artfremdem Pöbel und lichtscheuem Gesindel zu leiden hat, ein Kulturzentrum gegründet!« Er lächelte und sprach weiter: »Ein Kultuuuuurzentrum!«

Erste Lacher ertönten, es wurde gekichert und gegackert. Sigurd schüttelte grinsend den Kopf - wie ein Lehrer, der die Dummheit seiner Schüler nicht fassen kann.

»Liebe Kameraden«, fuhr Sigurd fort, »auch mir fällt es schwer, angesichts der Lächerlichkeit dieser selbsternannten Kulturträger ernst zu bleiben ...«, er brach ab und tat so, als ob er vor Lachen nicht weiterreden könne - der Saal brach in lautes Gelächter aus. »Aber im Grunde kann ich dazu nur einen alten Spruch zum Besten geben, der auch heute noch wahr ist!« Er war plötzlich ernst geworden und schaute böse ins Publikum: »Wenn Kulturbolschewisten dieses Schlages das Wort ›Kultur‹ in den Mund nehmen ...«, er hielt inne, schaute in den Saal - das Publikum hielt den Atem an. »Kameraden, dann geht mir das Messer in der Hose auf!«, rief er wild und der Saal tobte. Als wieder Ruhe eingekehrt war, sprach Sigurd weiter: »Ich hab mir mal ein wenig genauer angeschaut, was in diesem sogenannten Kulturzentrum so getrieben wird.« Er holte einige Infoblätter hervor und blätterte sie mit verächtlicher Miene durch. »Der Hof« nennt sich dieses Zentrum, genauer gesagt ›Fadimes Hof« ... Fadime - das klingt ja irgendwie nach ...«

»Türkenpack!« - »Muselmanen!« - »Ziegenficker!«, brüllte es wütend aus dem Publikum zurück.

»Und so«, sagte Sigurd. »geht es dort auch zu!« Er nahm ein Infoblatt des Hofes mit spitzen Fingern und zitierte mit angeekelter Miene daraus: »Multikulti-Künstler - aus Afrika, Ägypten, Türkei.« Er knüllte das Blatt zusammen und warf es über seine Schulter nach hinten. »In einem schicksalhaften Augenblick, wo das deutsche Volk seine Stimme wieder erhebt und aus jahrzehntelanger Knechtschaft erwacht, in einem solchen heiligen Moment hat die Kommune nichts anderes zu

tun, als für diejenigen Propaganda zu machen, die unser Land schamlos überfremden, ausbeuten und auf Drittweltniveau herunterwirtschaften!«

»Pfui!« – »Deutschland den Deutschen!« – »Ausländer raus!«, begann das Publikum zu skandieren.

»Sie schreiben hier sogar«, rief Sigurd, »jedermann ist uns im ›Hof‹ herzlich willkommen, ungeachtet ihrer oder seiner Herkunft oder Religion!« Er blickte herausfordernd in den Saal. »Na, das ist doch gut zu wissen«, sprach er weiter, »da schlage ich doch glatt vor, dass wir diesem Hof mal einen Besuch abstatten! Was haltet ihr davon?«

»Tod den Türken!«, brüllte es. »Lasst uns den ›Hof‹ plattmachen!« - »Nieder mit den Zecken!«

»Das will ich doch meinen!«, rief Sigurd triumphierend, »Wir werden diesem Pack einen Besuch abstatten, an den sie noch lange denken werden! Kameraden, wir werden für Deutschland und gegen seine Feinde kämpfen - zu jeder Zeit, an jedem Ort, bei jeder Gelegenheit!«

»Heil Deutschland!«, schrie einer der Kameraden.

»Heil Deutschland!«, fiel ein zweiter ein.

»Heil Deutschland!«, schallte es nun dutzendfach durch den Raum.

Zufrieden trat Sigurd vom Pult zurück und ließ das Kampfgebrüll auf sich wirken. Die Stimmung unter den Kameraden war prächtig. Einige kamen zu ihm, um ihm die Hand zu schütteln, ihn zu beglückwünschen und ihm auf die Schulter zu klopfen. Der Oberst klatschte Beifall, erhob sich und drückte Sigurd wortlos die Hand.

Eine Besprechung würde sich sofort daran anschließen. Die führenden Köpfe gingen ins Konferenzzimmer, und der Oberst setzte sich an das Kopfende des Konferenztisches. Als alle ihre Plätze eingenommen hatten, nahm er seine Lesebrille ab und kaute auf einem der Bügel herum, bevor er begann:

»Kameraden, ich freue mich, heute hier in der Reichshauptstadt zu euch sprechen zu können. Ich beglückwünsche zunächst unseren Kameraden Sigurd zu

seiner ganz ausgezeichneten Rede, die mir zeigt: Unsere Bewegung hier in Berlin ist gut aufgestellt und für die kommenden Herausforderungen bestens gerüstet.«

Die Anwesenden klopften Beifall. Sigurd dankte mit einem Nicken.

»Kameraden«, sprach der Oberst weiter, »nun zu den vor uns liegenden Aufgaben: Wir müssen uns schnellstens als Ordnungsfaktor bemerkbar machen. Der deutsche Bürger muss imstande sein, unser politisches Profil deutlich zu erkennen. Wir wollen mit guten alten deutschen Tugenden wie Disziplin, Ordnung und Sauberkeit identifiziert werden – keine Sauf-Exzesse in der Öffentlichkeit, keine willkürlich angezettelten Schlägereien. Die Leute sollen keine Angst vor uns bekommen. Wir sind kein Sauhaufen sondern wir schützen den rechtschaffenen Bürger vor Dealern, Hütchenspielern, Türkengangs und roten Chaoten.« Prüfend blickte der Oberst zunächst Sigurd, dann Waldemar an, bevor er fortfuhr: »Wir müssen unser Netzwerk straff über Mitteldeutschland knüpfen. Kameraden aus dem Westen und der Ostmark müssen zur Verstärkung eingesetzt werden. Eines darf aber nie in Frage gestellt werden: Die Vorhut der nationalen Bewegung sind wir und niemand sonst.«

»Oberst, haben wir denn zurzeit überhaupt eine schlagkräftige Einsatztruppe?«, fragte Waldemar. »Ich erkläre mich gerne bereit, so etwas auf die Beine zu stellen.«

Der Oberst lächelte Waldemar an: »Ich finde es ganz prima, wie du mitdenkst, Kamerad Waldemar. Ich weiß allerdings, dass Kamerad Sigurd auch schon in diese Richtung gearbeitet hat. Ich würde es für gut halten, wenn ihr euch da kurzschließen könntet, damit ihr das Rad nicht zweimal erfindet.«

»Oberst, bei allem Respekt«, entgegnete Waldemar, »aber ich glaube, dass ich die Sache aufgrund meiner militärischen Erfahrungen ganz anders anpacken kann. Es muss vor allem eines klar werden: Wer sich ernsthaft mit uns anlegt, der muss auf der Stelle die Folgen spüren.«

Der Oberst lachte schallend auf: »Kamerad, du bist köstlich! Nur geht es in dieser Phase nicht darum, den Leuten die Eier abzuschneiden und sie ihnen in den Rachen zu stopfen, bevor man sie lebendig begräbt oder im nächsten Brunnen

versenkt! Schließlich sind wir hier nicht in Afghanistan!« Er klopfte sich auf die Schenkel, Lachtränen schossen ihm in die Augen.

»Eier abschneiden kann man nur Leuten, die welche von zu Hause mitbringen«, erwiderte Waldemar, blickte Sigurd ausdruckslos an und wandte seinen Blick nicht mehr von ihm ab. »Da bleibt ja nur die Wahl zwischen russischen und verlorenen Eiern!«, wieherte der Oberst.

Sigurd spürte, dass Waldemar zur Attacke auf ihn übergegangen war, dass er die Machtfrage gestellt hatte, in Anwesenheit des Obersts. Waldemar verströmte eine Kälte und Härte, die es bei den normalen Deutschen, mit ihren lässigen Jeans und Parkas, ihren Walkmen und selbstgedrehten Zigaretten nicht mehr gab. Auch der Oberst hatte noch diese stählerne Prinzipientreue - wie die alten Kameraden von der Waffen-SS und die anderen Honoratioren der Bewegung, die wetterfesten Eichen der kerndeutschen Kriegsgeneration.

Sigurd beneidete die Kriegsteilnehmer um ihre Erfahrungen auf dem Schlachtfeld, in den Luftkämpfen und Seegefechten. Er fühlte sich ihnen unterlegen, denn seine Generation konnte diese Erlebnisse ja nicht nachholen, und er versuchte das Gefühl der Unterlegenheit zu kompensieren, indem er besonders hart trainierte: Täglich absolvierte er zehn Kilometer Waldlauf, ging danach zum Muskeltraining und betrieb am Wochenende Kampfsport. Mit seinen 1,86 Meter und durchtrainierten 83 Kilo war er jederzeit kampfbereit, beweglich und reaktionsstark. Seine schwarzen Designerklamotten und seine stylisch gegelten blonden Haaren machten ihn zu einer eindrucksvollen Erscheinung.

Doch Waldemar überragte Sigurd um fast zehn Zentimeter und wirkte doppelt so breit. Sigurd schätzte ihn auf rund 120 Kilo, wobei Waldemars Leib kein einziges Gramm Fett aufwies. Er schien aus schierem Muskelfleisch und Knochengestüt gemeißelt. Sein Nacken ging nahtlos von dem rasierten Quadratschädel in kantige Gewichtheberschultern über. Das Kinn wirkte wie aus Granit gehauen, der lippenlose Mund mit den gelb gerauchten Zähnen erinnerte an das Gebiss eines urzeitlichen Panzerfisches.

Waldemar würde keine Ruhe geben, bis er sein Ziel erreicht hatte, und er würde jeden aus dem Weg räumen, der versuchte, ihn daran zu hindern. Und Sigurd wusste, dass Waldemar auf eine Gelegenheit lauerte, ihn unschädlich zu machen.

KAPITEL 45

Das Studio befand sich in einem Hinterhof in der Reichenberger Straße. *Kickbox-Express* stand in metallicblauen Lettern auf einem Plastikschild, das an einer grauen Mauer hing. Durch eine wuchtige Metalltür betrat man einen Korridor, der in den Trainingsbereich führte.

»Fadime hat uns gesagt, worum es geht«, sagte ein kleiner Typ im Trainingsanzug, der auf Mario zukam. »Du brauchst was auf die Arme.« Er ging voran in eine große Halle, in der zwei Boxringe aufgebaut waren. Einer der Kämpfer, ein zwei Meter großer Muskelmann, hatte sein Training gerade beendet und kam näher. »Ey, Alter, das hier ist Ahmed«, sagte der Kleine zu Mario und deutete auf den Großen. »Er wird dich in den nächsten Wochen kümmern.«

»Sich um dich«, korrigierte Mario reflexartig.

»Nee, um dir, Alter«, sagte der Kleine. »Deswegen biste doch hier oder etwa nich?« Er wandte sich Ahmed zu. »Wat meinst, ey, kriegste den hin?«

Ahmed musterte Mario wortlos und ging dann um ihn herum. Mario hörte nur das leise Quietschen seiner Gummisohlen. Er kam sich vor wie ein Sklave auf dem Markt.

»Mmh, krass, Alter«, ließ sich Ahmed vernehmen, »so ähnlich, wie einem toten Hammel Breakdance beizubringen.«

Mario spürte, wie sein Magen eiskalt wurde. War er jetzt gerade in seiner Ehre verletzt worden? Musste er nicht sofort reagieren, Gegenmaßnahmen einleiten, unmittelbar zur Vergeltung schreiten?

»Wobei ich mir zutrauen würde, den Hammel so weit zu bringen, aber den hier ...«, er piekte Mario mit seinem Zeigefinger mehrfach in seinen Rettungsring und schüttelte den Kopf.

»Er spricht über mich, als ob ich gar nicht da wäre«, dachte Mario entgeistert. »Und sein Finger fühlt sich an wie eine Gabelspitze, die prüfend in die garende Weihnachtsgans gestochen wird.«

Mario griff sich wortlos die zwei größten Hanteln, die in Reichweite lagen und begann einige zaghafte Stöße zu vollführen, dann fand er seinen Rhythmus und seine Fäuste stießen wuchtig in die Luft. Er spürte, wie seine Sehnen und Gelenke knackten und knirschten, aber seine Bewegungen wurden immer geschmeidiger. »Euch werde ich es zeigen!«, dachte Mario. »Ihr werdet alle noch Augen machen!«

»Halt! Stopp!«, sagte Ahmed, und nahm ihm die Hanteln aus den Händen. »Alter, wenn du hier loshampelst mit Hanteln und so, knallen dir bald die Sehnen durch und die Gelenke fliegen dir raus. In deinem Alter musst du dich erst mal mit ein paar einfachen Grundübungen aufwärmen, da verteilt sich die Belastung auf den ganzen Körper – zum Beispiel bei den Kniebeugen. Mach mal mit.« Und Ahmed streckte die Arme nach vorne: »Eins, zwei, drei ... «

Mario folgte ihm, doch ab der zehnten Kniebeuge trennten sich ihre Wege: Während Ahmed immer schneller wurde, erlahmte Mario und streckte bei der 19. die Waffen.

»Sorry«, krächzte er, »heute bin ich nicht ganz so in ...«

»Geschenkt«, sagte Ahmed ohne eine Spur außer Atem gekommen zu sein. »Wir müssen dich sowieso von Grund auf neu aufbauen, wie Hiroshima nach der Atombombe.«

Mario versuchte, eine Antwort zu formulieren, doch die Wörter erstarben auf dem Weg vom Kehlkopf zu den Lippen, und er brachte nur ein klägliches Röcheln zustande.

»Wir packen das schon, keine Panik«, sagte Ahmed im beruhigenden

Therapeuten-Tremolo. »Wir haben ein Extra-Faltblatt für unsere Nullanfänger, mit einem sich langsam steigernden Trainingsprogramm: Kniebeugen, Klimmzüge, Frontpressen, Bankdrücken, Liegestütze.« Er ging an ein Reck und winkte Mario herbei. »Machen wir nur mal kurz eine Lockerungsübung.« Er sprang ans Reck und ließ sich hängen. »So, jetzt ganz entspannt pendeln.«

Mario hüpfte an das Reck und kriegte es zu fassen, doch taten ihm die Hände nach kurzer Zeit weh. Es kam ihm vor, als würden seine Finger unter seinem Gewicht immer länger werden.

Ahmed begann mit Klimmzügen. Trotz seines imposanten Körpers bewegte er sich mühelos auf und ab wie eine Feder. Dass er dabei ungerührt mitzählte, ohne dass sich der Ton seiner Stimme hörbar veränderte, empfand Mario als Demütigung.

»Gott sei Dank guckt er wenigstens nicht her«, dachte Mario, »sonst würde er mitkriegen, dass ich nur einen einzigen geschafft habe und jetzt schlaff dahänge wie ein totes Faultier.« Seine Hände wurden feucht, plötzlich rutschte er von der Stange und schlug mit lautem Klatschen auf die Matte auf.

»Sagte ich doch, Fallobst«, sagte Ahmed. »Aber nicht, dass du auf den Gedanken kommst, den Trainingsfrust mit Alk, Drogen oder Dopingmitteln zu bekämpfen. Dann fliegst du auf der Stelle hier raus.« Er half Mario auf die Beine und tätschelte ihm die Wampe. »Und wenn du deine Ernährung nicht an das Training anpasst«, fuhr er fort, »wirst du sowieso nicht viel reißen. Ich geb dir mal eine Liste mit erlaubten und verbotenen Nahrungsmitteln und ihrem jeweiligen Eiweißgehalt.« Er ging zu einem Wandschrank, öffnete eine Schublade und fischte einige Blätter heraus. »So, und jetzt zur Entspannung noch etwas Dauerlauf.«

Mario betrat das Laufband und begann mit Trimmtrab-Schritten. Mit einem Seitenblick sah er, dass Ahmed ihn kritisch musterte. »Ja, glotz nur, du Hinterhof-Popeye«, dachte Mario, »jetzt ist Schluss mit lustig, ich werde mich nicht mehr treten oder herumschubsen lassen.« Er würde sie platt machen, seine Feinde – alle miteinander. Sie sollten sich in Acht nehmen. Mario war zurück. Mario war

wieder da, und er war not amused, oh nein, das war er ganz und gar nicht. Er beschleunigte seine Schritte. Er keuchte und schwitzte, ja, es ging voran, und er sah aus den Augenwinkeln, dass Fadime gerade den Saal betrat. Sie konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

»Wow! Wenn du so weiter machst, hissen die Nazis bei deinem Anblick sofort die weiße Fahne«, sagte sie lachend.

»Ja, ja, verarsch mich nur«, presste Mario zwischen den Zähnen hervor, »hast ja leicht lachen!«

»Sei doch mal stolz darauf, dass du es jetzt gepackt hast!«, protestierte Fadime, »statt immer nur rumzunölen.«

»Du hast ja recht«, sagte Mario und verließ das Laufband. »Es ist nur so, dass mir die Sache mit meinem Alten nicht aus dem Kopf will.«

»Das ist doch eine ganz andere Baustelle«, sagte Fadime. »Die oberste Priorität ist jetzt, dass wir den ›Hof‹ aus der Schusslinie ziehen.«

»Aber meine Familiengeschichte belastet mich eben«, entgegnete Mario, »und ich kann da keinen Abschluss für mich finden, solange ich nicht alles von meinem Vater und seiner Vorgeschichte weiß. Ich muss unbedingt mit einem seiner Freunde sprechen. Der hat auf der Beerdigung etwas gesagt, aus dem man schließen muss, dass er meinen Vater noch aus der Zeit vor dem Krieg kannte. Ich muss unbedingt mit ihm sprechen, bevor er auch noch den Löffel abgibt.«

»Alles klar, Mario«, seufzte Fadime. »Wenn du meine Hilfe brauchst, sag mir einfach Bescheid.«